

Friedrich Ernst Peters

# Sächsische Ubiquität

*Friedrich Ernst Peters.*



Friedrich Ernst Peters  
**Sächsische Ubiquität**



Friedrich Ernst Peters

# **Sächsische Ubiquität**

Digitale Edition : Friedrich Ernst Peters

## **Universität Potsdam 2012**

Erschienen in Print:

Peters, Friedrich Ernst: *Gebild und Leben. Eine Auswahl aus den Schriften*. Schleswig :  
Bernaerts, 1955, S. 155-162.

Dieses Werk ist unter einem Creative Commons Lizenzvertrag lizenziert:  
Namensnennung - Keine kommerzielle Nutzung - Weitergabe unter gleichen Bedingungen  
3.0 Deutschland

Um die Bedingungen der Lizenz einzusehen, folgen Sie bitte dem Hyperlink:

<http://creativecommons.org/licenses/by-nc-sa/3.0/de/>

Herausgegeben von Ulrike Michalowsky

Online veröffentlicht auf dem Publikationsserver der Universität Potsdam

URL <http://pub.ub.uni-potsdam.de/volltexte/2012/5799/>

URN [urn:nbn:de:kobv:517-opus-57994](http://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:kobv:517-opus-57994)

<http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:kobv:517-opus-57994>

ein Geschichtchen, das, wie sein Ende zeigen wird, eigentlich anders heißen müsste, dem jedoch der Erzähler diese vorläufige Überschrift gibt, weil er befürchtet, im anderen Fall sein bestes Pulver vorzeitig zu verschießen.

Wolfgang Schürbohm, Student der Rechtswissenschaften in Leipzig, fasste Hals über Kopf den Entschluss, zum Besuch der Galerie nach Dresden zu fahren. Die Betrachtung gewisser Bilder – so meinte er – müsste ihm einen Ausweg zeigen aus dem Labyrinth der Skrupel und Zweifel, in das ihn dies vertrackte Buch, an dem er eben las, hinterrücks hineingelockt hatte. Schon einmal, vor mehr als einem Menschenalter, hatte es die Geister in starke Erregung versetzt mit der These, unter dem Patronat eines Malers könne Deutschland aus den Gefahren und der Verfahrenheit seiner geistigen Lage zu einer wirklichen Kultur geführt werden. Die programmatische Zuspitzung des Titels schon reizte Wolfgang Schürbohm zu lebhaftem Widerspruch.<sup>1</sup>

Freilich, dass die Gesundung von der Kunst herkommen müsse, das war auch für ihn ohne weiteres erwiesen. Aber das deutsche Volk hatte sich seiner Meinung nach dabei an Goethe zu halten; denn das Material des Dichters, die Sprache, unterhält doch von vornherein sehr viel unmittelbarere Beziehungen zum Geist, als eine Leinwand und ein Dutzend Farben von sich behaupten dürfen.

Überhaupt fühlte sich unser Student schon durch seinen Vornamen auf das Vorbild Goethes hingewiesen. So hatte ihm denn auch damals die Wahl der Universität und der Fakultät weiter keine Qual bereitet, und am Ende hielt er sich ja auch mit dem von Leipzig aus unternommenen Besuch der Dresdener Gemäldesammlung an das große Vorbild.

Der Verfasser des sonderbaren Buches hatte eine gewisse bewunderungswürdige, aber doch mehr schon gewalttätige Geschicklichkeit, die entlegensten Dinge mit seinem Maler in Zu-

---

<sup>1</sup> Um den Spannungsbogen vollständig zu erhalten, verzichtet die Herausgeberin an dieser Stelle auf die notwendige Fußnote.

sammenhang zu bringen. Seinem Leser aber wollte es nicht gelingen, alles unter den einen Hut zu bringen, wenn es sich dabei gleich um einen ganz ungewöhnlich breitrandigen Filz aus dem 17. Jahrhundert handelte. Als er nun bei seiner Lektüre auf den Ausdruck „sächsische Ubiquität“ stieß, schlug er einstweilen das Buch zu und verfiel in ein tiefes Sinnen.

Es muss eine Einheit geschaffen werden. Dies steht fest. Aber gar zu oft will die Rechnung nicht rein aufgehen. Überall ergeben sich Brüche, die dann in misstönigem Chor nach ihrem Generalnenner schreien. Zweifellos besitzen die Sachsen in der ihnen nachgerühmten Ubiquität so etwas wie einen großen Hut; denn diese verwirrende Stadt Leipzig zum Beispiel versteht es, aufopferungsvolle Pflege der Künste und Wissenschaften mit einer gleich starken Hingabe an Handel und Industrie zu vereinigen. Kleinbürgerliche Krämerbetriebsamkeit und ruhiges, selbstsicheres und weltoffenes Kaufmannstum stehen nebeneinander. Aus dem „Gemähre“ in der Straßenbahn etwa steigt Kleinstadtgeist, oder vielmehr Kleinstadtungeist, in stickigen Schwaden auf. Und doch ist Leipzig mit seiner Musik, mit seinem Buchhandel und seinen Messen Weltstadt.

Wolfgang Schürbohm aber, Sohn des Gerichtssekretärs Peter Schürbohm zu Soltau in der Lüneburger Heide, fühlte sich vom genius loci der Ubiquität noch keineswegs erfasst. Für ihn taten sich zwischen dem Gedanken und dem Leben, zwischen der Kunst und dem Leben, überall Abgründe auf, die er nicht zu überbrücken wusste. Wie sollte er auch mit den großen Dingen schon fertig werden, wenn es ihm einstweilen immer noch Schwierigkeiten machte, die Kluft zwischen seinem Vornamen und dem Familiennamen mit einem lässigen Sprung zu überwinden? Wolfgang – das drängt sich kühn in die Gesellschaft erlauchter Geister; aber der Schürbohm stand hölzern auf einsamem Felde mit der lächerlichen Bestimmung, andrängenden Schafen und Ochsen ein Jucken im Fell zu lindern. Wolfgang Schürbohm: da haben wir, wie so oft, den *einen* Schritt, mit dem



man aus dem Erhabenen unversehens ins Lächerliche geraten kann.

Es musste etwas geschehen. Die Reise nach Dresden durfte um keinen einzigen Tag mehr aufgeschoben werden.

Am Abend des gleichen Tages verließ Wolfgang Schürbohm in Dresden-Neustadt den Zug, um von der Augustusbrücke her das wunderbare Gesamtbild als Vorbereitung für seine besondere Aufgabe sofort auf sich wirken zu lassen. Beim italienischen Dörfchen fiel dem Wanderer auf den Spuren Goethes ein, dass er nun eigentlich sein Unterkommen bei einem Schuster mit philosophischen Neigungen zu suchen habe. Da sich aber ein solcher so ohne weiteres nicht auftreiben ließ, geriet er am Neumarkt wie traumwandelnd in das Hotel „Stadt Rom“, wobei ihn ein ganz bestimmter Gedanke an Goethes italienische Reise geleitet haben mochte. Indem er seinen Blick fest auf den großen Namensvetter heftete, nährte unsern Bildungsreisenden nämlich die ausschweifende Hoffnung, im Elb-Florenz endgültig und unverlierbar sich selbst zu finden.

Am nächsten Morgen begab er sich hochgemut und zagend zugleich in die Galerie, in der jetzt im Frühling der hochsommerliche Großbetrieb noch nicht eingesetzt hatte. Dennoch stieß er in einem der vielen Säle, die er zu durchqueren hatte, auf eine Menschenansammlung, in deren Mitte laut redend und heftig gestikulierend ein kleiner, beweglicher, schwarzmähniger Kunstdeuter stand. Da Wolfgang Schürbohm die hier zweifellos fällige Gebühr nicht entrichtet hatte und überhaupt der Gesellschaft leicht als zudringlich erscheinen konnte, andererseits aber die Gelegenheit, vielleicht über das Wesen der Kunst Entscheidendes zu erfahren, nicht ungenutzt lassen durfte, so stellte er sich mit etwas bösem Gewissen an die Peripherie des Kreises und wartete der Enthüllungen. Die aber kamen nicht. Der Lauschende, der von Natur ehrfürchtig und duldsam war, konnte nicht umhin, den Kunsterklärer nach wenigen Sätzen als unleidlichen Schwätzer abzuurteilen. Das Räderwerk der Rede schnurrte mit unheimli-

cher Schnelligkeit ab. Schon in der Mitte seines letzten Satzes setzte sich der Kunstdeuter in Trab und ließ damit erkennen, er habe nun über das Werk, das eben „dran“ war, aber auch wirklich das letzte Wort ausgesprochen und ein weiteres betrachtendes Verweilen sei reine Zeitvergeudung. Die beflissene Herde stürzte ihrem Hirten nach, so dass der Schürbohm wie in winterlichen Tagen allein auf weiter Flur stehen blieb. In der Tür zum anschließenden Saal kehrte sich der enteilende Redner noch einmal um und warf dem Abtrünnigen einen Blick voll tiefster Verachtung zu.

In seiner Bedrängnis schlug Wolfgang Schürbohm einen Haken und fand in einem Seitenkabinett eine ältere Frau mit der Kopie eines berühmten Holländers beschäftigt. Die Malerin kehrte ihm den Rücken zu und erinnerte ihn mit dem Anblick, den sie auf die Weise bot, ein wenig an seine Mutter. Vertrauensvoll trat er einige Schritte näher, und da er zwischen Original und Kopie eine verblüffende Übereinstimmung feststellte, kam ihm die unbestimmte Hoffnung, von dieser zweifellos mütterlich-gütigen Frau Wertvolles über das Wesen der Kunst erfahren zu können. Daraufhin wagte er es, um weitere zwei Schritte näher zu kommen. Nun aber fuhr die Malerin kurz herum, und der Student prallte zurück. Über einen altmodischen Klemmer hinweg, der auf einer gewaltigen Hexennase ritt, funkelten ihn zwei graue Augen in unüberbietbarer Bosheit an. Strähnen grauen Haares ringelten sich über das wutverzerrte Gesicht. Die Schlangenhäuptige schien entschlossen zu sein, jeden Einbruch in die geweihten Bezirke der Kunst fürchterlich zu rächen. Der Bedrohte floh in den nächsten Raum und sah nach dem Erlebnis mit dem Schwarzmähnigen und der Grausträhnigen ein, dass ihn niemand in das Verständnis der Kunst sanft hineinführen werde. Er fühlte sich streng auf seine eigene unzulängliche Person zurückverwiesen. Auch die Wärter machten ein strenges, abweisendes Gesicht und schienen im Dienst der hohen Herrin Kunst das Gefühl für kleine menschliche Nöte verloren zu haben.

Auf mancherlei Irrwegen gelangte unser Wahrheitssucher endlich in die Räume mit den Bildern des Malers, der ihn zur Reise nach Dresden veranlasst hatte. Ratlos ging er von einem zum andern. Die Erleuchtung wollte sich nicht einstellen, und der erregende Buchtitel kam ihm willkürlicher und ungerechtfertigter vor denn je. So gelangte er zuletzt auch vor das „Ganymed in den Fängen des Adlers“ betitelte Bild, das ihn zu energischem Kopfschütteln reizte.<sup>2</sup> Der Adler, der entweder ein Bote des Zeus oder dieser selbst in Adlergestalt ist, trägt seinen Raub dem Olymp zu. Er hat dabei den linken Arm des vielleicht zweijährigen trojanischen Königsknaben mit dem Schnabel und den rechten mit einem der mächtigen Fänge so unsanft gepackt, dass sich die notdürftige Bekleidung des wahrscheinlich aus dem Schlaf gerissenen Kindes beträchtlich verschiebt und fast das ganze pralle Körperchen der Betrachtung freigibt. Das Gesicht hat in der Verzerrung des Greinens einige Mühe, jene Schönheit glaubhaft zu machen, die dem Göttervater den Gedanken des Raubes eingegeben hat. Der kleine Ganymed, dem im Olymp die Unsterblichkeit zugedacht ist, benimmt sich einstweilen noch recht irdisch, und in seiner Angst widerfährt dem schon halbwegs unter die Götter Erhöhten etwas sehr Menschliches. Der zukünftige Mundschenk des Zeus, der beim Mahl der Götter die Pokale mit Nektar füllen soll, lässt vorerst noch eine Flüssigkeit von anderer Beschaffenheit rinnen. Der Maler hat es nicht verschmäht, bei ihrer Darstellung seine vielgerühmte Meisterschaft in der Behandlung des Hell-Dunkel voll einzusetzen.

Da finde nun einer von der derben Darstellung einer anekdotisch zugerichteten mythologischen Einzelheit den Weg zum Ganzen der Wirklichkeit, wie es der programmatische Buchtitel verlangt! Wolfgang Schürbohm gab seine Unzulänglichkeit vor dieser Aufgabe zu und meinte, vor ihr müsse sogar die Sächsische Ubiquität versagen. Die Kluft zwischen der Kunst und dem

---

<sup>2</sup> Rembrandts „Ganymed in den Fängen des Adlers“ (1635) gehört zu den bekanntesten Bildern der Gemäldegalerie Alte Meister in Dresden. [Anm. d. Hrsg.]

Leben erschien ihm breiter und tiefer als je zuvor. Er stand vor der Leinwand wie vor einem eisernen Vorhang, der sich nicht heben will.

Plötzlich wurde es hinter der Szene laut, als sollte das aufklärende Spiel nun doch beginnen. Eine erregte Frauenstimme fragte weithin vernehmbar und in allerechtestem Sächsisch: „Wo ist das Bild mit dem großen Vogel?“ Unter der Führung eines Wärters mit weißem Schnauzbart erschien im nächsten Augenblick eine ältere, von Spuren harter Arbeit gezeichnete Frau, die einen etwa vierjährigen Knaben, offenbar ihren Enkel, derart in den Saal zerrte, dass sich der Arm fast aus dem Schultergelenk lösen zu wollen schien. Darin sowohl als auch in seinem zum Greinen verzogenen Gesicht hatte er mit dem kleinen Ganymed große Ähnlichkeit.

Wolfgang Schürbohm hatte sich in eine Ecke des Saales zurückgezogen, wo er auch nicht weiter beachtet wurde. Vor dem Bilde erhob die Großmutter ihren freien Arm, und während sie den Zeigefinger lehrhaft ausstreckte, sagte sie: „Da, sieh dir das an, du Lümmel! Wenn du noch einmal wieder das Bett nass machst, dann kommt so ein großer Vogel und holt dich auch!“ Dabei forderte sie den schnauzbärtigen Wärter mit einem Augenzwinkern auf, ihre Behauptung zu bestätigen. Sofort beugte dieser sich nieder, erhob seinerseits den rechten Zeigefinger und wiederholte den Spruch der Großmutter in nicht minder gutem Sächsisch und nicht minder großem Ernst.

Der kleine Übeltäter war völlig zerknirscht und ließ die Tränen reichlich fließen. Offenbar hatte sich der gemalte Genosse seiner Schmach von dem großen Vogel in flagranti erwischen lassen. Denn zum ersten sah der Sünder in seiner völlig unzureichenden Bekleidung wie aus dem Bett gerissen aus, und zum anderen fühlte er sich schon rächerisch in die Lüfte erhoben, ehe er noch seine Untat ganz zu Ende führen konnte. Die Darstellung musste in ihrer Eindeutigkeit zermalmend wirken.

Die beiden Alten waren unterdessen tief in ein behagliches Gespräch über ihre Enkel hineingeraten. Es war darin neben großer Liebe auch die starke Neigung zum Belehren spürbar, die eine sächsische Stammeseigentümlichkeit zu sein scheint. Unserem Studenten war der Wärter vorhin als ein Mann vorgekommen, der im Dienst der Kunst förmlich erstarrt ist und ihrem Bereich mit unerbittlicher Strenge alles fernhält, was ihrer Würde abträglich sein kann. Wahrscheinlich aber war diese Haltung nur Ausdruck äußerster Langeweile gewesen, und als nun das Leben einbrach, das ganz gewöhnliche, alltägliche Leben, da half er eifrig, zwischen diesem Leben und der Kunst die Verbindung herzustellen.

Dem Beobachter, der auf einer Polsterbank im Hintergrund Platz genommen hatte, fiel es wie Schuppen von den Augen. Plötzlich wusste er, was es mit der sächsischen Ubiquität auf sich hat. Als jetzt die beiden Alten da drüben ihr Gespräch zum Abschluss brachten, als der reuige Sünder dem Wärter mit Handschlag noch einmal Besserung geloben musste, und auch des redlichen Willens voll zu sein schien, in Zukunft zu keinerlei Vergleichen mit Ganymed mehr Anlass zu geben, da löste sich von Wolfgang Schürbohms Augen die zweite, die entscheidende Schuppenschicht. Er musste nach diesem Erlebnis die Berechtigung des Buchtitels, an dem er so schweren Anstoß genommen hatte, zugeben. *Ihm* hatte die Reise nach Dresden zur Klarheit verholfen, und auch *wir* sind zu einem Ziel gelangt, da wir hier am Schluss unserm Geschichtchen endlich die Überschrift geben können, die ihm von Rechts wegen zukommt: „Rembrandt als Erzieher“.<sup>3</sup>

---

<sup>3</sup> 1890 veröffentlichte der Schleswig-Holsteiner August Julius Langbehn (1851-1907) anonym ein Buch mit dem Titel „Rembrandt als Erzieher. Von einem Deutschen.“ (Leipzig: Hirschfeld). Das Buch wurde schnell ein Verkaufserfolg, erzielte bis 1945 hohe Auflagen und trug dazu bei, Rembrandt in Deutschland populär zu machen. Es legt dem Leser nahe, Rembrandt als „wahren Deutschen“ zu sehen und antizipiert stellenweise nationalsozialistisches Gedankengut. Durch seine prosaische Auslegung des Titels bricht Peters ironisch die ideologische Überfrachtung des Langbehnschen Werkes. Die titelgebende und auf S. 6 erwähnte „sächsische Ubiquität“ entstammt dem Teil II („Deutsche Wissenschaft“, Kapitel „Philosophische Betrachtungsart“): „Die, welche bis jetzt als die bedeutendste der deut-

Im Gesicht des Studenten wogte und zuckte es mächtig. Die Würde des Ortes bestimmte ihn, das große, laute Gelächter noch zu unterdrücken. Er nahm sich vor, es nachher unauffällig in den Lärm der Straße zu mischen.

Es gelang ihm jetzt nach kurzer Anstrengung, alle vorformulierten Fragen und vorgefassten Meinungen aus seinem Gehirn zu verbannen. Das kam seinen Augen zugute, und so verbrachte er an den beiden folgenden Tagen vor den Bildern der Dresdener Sammlung in der lächelnden Gelassenheit des reinen Schauens noch manche fruchtbare Stunde. Wolfgang Schürbohm war bis dahin seiner großen Jugend wegen oft der Gefahr ausgesetzt, in doktrinärer Verranntheit mit allerlei Wänden unangenehme Bekanntschaft zu schließen. Hier nun dämmerte ihm die wertvolle Erkenntnis, dass auch beim Suchen nach der Wahrheit der blinde Eifer vielleicht Schaden stiften kann. Wenn dann der Humor sich anbietet, ihm den Star zu stechen, so soll man diesen bewährten Arzt gewähren lassen.

---

schen Philosophien gilt, die kantische, hat einen ausgesprochen lokalindividuellen Charakter: sittlich spiegelt sie das den preußischen Staat durchdringende Pflichtgefühl, geistig das dort verwaltende Element des kühlen Verstandes wider. Ebenso ist in Paracelsus und Albertus Magnus, in Hegel und Schelling der hochfliegende, aber etwas wolkenschieberische Geist der Schwaben deutlich zu erkennen; Gründlichkeit sowie Weitblick des Niederdeutschen feiern in Bacon ihren Triumph; die sächsische Ubiquität wird durch Leibniz vertreten; ... " In späteren vom Verfasser autorisierten Auflagen heißt es auch „ödersächsische Ubiquität“ (72.-76. Aufl., Leipzig, Hirschfeld, nach 1922) [Anm. d. Hrsg.]

